Sie wird den Schmerz nicht gewinnen lassen

Saisonnierstatut Zwischen 1931 und 2002 war eine halbe Million Kinder wegen der Regelung von den Eltern getrennt. Eines von ihnen war Loris Scola, die lange ohne ihren Vater leben musste. Jetzt fordert sie vom Staat eine Entschuldigung.

Oliver Camenzind

Als Loris Scola ein Kind war, gab es in Italien «weder Arbeit noch eine Zukunft». Ihr Vater ging als Maurer in die Schweiz. Fotos: Silas Zindel

Loris Scola wächst in einem beinahe leeren Dorf auf.

Krieg und Faschismus sind vorbei, doch die Armut hält an. Väter, Söhne und Brüder sind fort. Auch junge Frauen zieht es weg. Es sind die 1950er-Jahre, in den Gemeinden der norditalienischen Provinz Belluno ist das Leben auf ein Minimum reduziert.

«Bei uns gab es weder Arbeit noch eine Zukunft», sagt sie. Wer kann, geht. In die Schweiz zum Beispiel: Wer bereit ist, als Putzhilfe, Maurer, Eisenleger oder Strassenbauer zu schuften, ist hier willkommen.

Zwischen 1931 und 2002 holt die Schweiz mit dem Saisonnierstatut Hunderttausende von Arbeitskräften ins Land, ihre Familien aber weist sie ab. Die Folgen für Tausende Kinder sind verheerend. Viele wachsen im Versteckten auf oder in Italien, von Vätern und Müttern getrennt. So auch Loris Scola. Sie sieht ihren Vater, der ab 1949 als Maurer in Zürich arbeitet, bloss während ein paar Wochen im Jahr.

Für dieses Unrecht fordert Scola zusammen mit anderen Betroffenen von der offiziellen Schweiz jetzt eine Entschuldigung. In einem Vorstoss verlangen sechs Kantonsparlamentarier zudem, dass der Kanton Zürich seine Rolle in jenen Jahren aufarbeitet.

Als der Vater heimkommt, ist er ein Fremder

Nach dem Zweiten Weltkrieg, als Europa in Asche liegt, beginnt für die Schweiz eine Phase enormen Wachstums. Staudämme, Wohnsiedlungen, Autobahnen, Flughäfen entstehen. Loris Scolas Vater kommt Ende der Vierzigerjahre zum ersten Mal in die Schweiz. In Kloten heuert er auf der Baustelle des Flughafens an.

Die Bauleute stammen fast alle aus Italien. Sie arbeiten von früh bis spät, zehn, elf oder zwölf Stunden am Stück. Bei Hitze und bei Kälte. Nach getaner Arbeit kehren sie in die Baracken zurück, in denen sie untergebracht sind. Dutzende teilen sich einen Waschraum. Wer sich beschwert, verliert seine Stelle – und damit die Aufenthaltsbewilligung. «Mein Vater hat mir einmal gesagt: ‹Man hat uns wie Sklaven behandelt›», sagt Loris Scola.

Ihr Vater lässt es mit sich machen, weil er das Geld braucht. 1952 kommt seine Tochter zur Welt, später ein Sohn. Der Vater geht jedes Jahr in die Schweiz und schickt von dort Geld nach Hause. Sonst gibt es kaum Berührungspunkte zwischen den Leben von Vater und Tochter.

Das Saisonnierstatut sieht vor, dass die Arbeiter neun bis elf Monate in der Schweiz sind und dann für drei Monate in ihre Heimat fahren dürfen – eigentlich. Mit juristischen Tricks gelingt es jedoch vielen Unternehmen, ihre Angestellten bis zu elf Monate im Land zu halten. Umso deutlicher macht die Zeit zu Hause die Entfremdung der Familien spürbar. «Mein jüngerer Bruder hat sich unter dem Bett vor dem fremden Mann versteckt, der unser Vater war», sagt Loris Scola.

Der Historiker Toni Ricciardi beschäftigt sich intensiv mit der Geschichte der Schweizer Migrationspolitik. In seinen Büchern und Artikeln beschreibt er viele ähnliche Schicksale: Das Saisonnierstatut zwingt Tausende Mütter und Väter, ihre Kinder während der neun Monate bei Verwandten oder in Heimen in Italien unterzubringen. Oder sie in die Schweiz zu holen und vor den Behörden geheim zu halten.

Hunderttausende Kinder sind betroffen

Toni Ricciardi hat berechnet, dass zwischen 1870 und 1985 rund fünf Millionen Menschen von Italien in die Schweiz eingewandert sind, die Hälfte davon nach dem Zweiten Weltkrieg. Allein zwischen 1948 und 1975 leben nach seinen Berechnungen 50’000 versteckte italienische Kinder in der Schweiz.

Sie hausen zum Teil in den gleichen Baracken wie ihre Eltern – und verbringen die meiste Zeit allein. Eine formale Schulbildung wird den allerwenigsten von ihnen zuteil.

Eine Kindheit in der Illegalität bleibt Loris Scola erspart. Die Zahl der Kinder, die wie sie von einem oder von beiden Elternteilen getrennt in Italien aufwachsen, beläuft sich gemäss Toni Ricciardi auf zwischen 420’000 und eine halbe Million.

Als Loris Scola (rechts) zehn Jahre alt ist, lebt die Familie zum ersten Mal unter einem Dach zusammen.

Die Wohnung in Meilen ist winzig und dunkel

1962 kann sich die Mutter eine ganzjährige Stelle in der Seidenfabrik Meilen besorgen. Sie zieht mit Tochter und Sohn zum Vater in die Schweiz. In Meilen am Zürichsee findet die Familie eine Wohnung. Sie ist winzig und dunkel, aber immerhin: Es ist das erste Mal, dass die ganze Familie unter einem Dach lebt. Damals ist Loris Scola zehn Jahre alt.

Doch ihre Hoffnung, dass in der Schweiz alles besser werden wird, zerschlägt sich bald.

In der Schweiz steht man Ausländern feindselig gegenüber. Man schimpft über sie, nutzt sie aus, pöbelt sie an, blickt auf sie herab. Andere Kinder passen Loris und ihren Bruder auf dem Pausenplatz ab. Mehr als einmal kommen sie mit blauen Flecken nach Hause. «Wir konnten noch kaum Deutsch, wussten nicht, was wir falsch gemacht hatten. Wir waren ausgeliefert.»

Ausgeliefert ist die Familie auch in anderen Bereichen ihres Lebens. Regelmässig hat sie mit den Beamten der Zürcher Fremdenpolizei zu tun – «strenge, abweisende Männer». Auch Lehrer unterscheiden zum Teil zwischen Kindern mit und ohne Schweizer Pass. Einer sagt zu Loris Scola, es reiche, wenn die Kinder von Maurern in die Realschule gehen würden. «Sie haben uns deutlich zu verstehen gegeben, dass sie uns hier nicht wollten.»

Loris Scola, die sonst schnell und lebhaft spricht, wird still und nachdenklich, wenn sie von ihren ersten Jahren in der Schweiz erzählt. Der Schmerz von damals, er ist bis heute ein Teil ihres Lebens. Es braucht wenig, und er ist wieder da. Mit der gleichen alten Wucht.

Für viele wird der Schmerz irgendwann zu gross. Scolas Vater wendet sich zunehmend von den Menschen ab und beginnt zu trinken. Auch ihr Bruder hadert mit den Ungerechtigkeiten, die ihm widerfahren. Er gerät immer wieder ins Straucheln, führt ein unstetes Leben, bis er an Krebs stirbt.

Loris Scola aber fasst schon als Mädchen einen Entschluss: Sie wird den Schmerz nicht gewinnen lassen.

Bald verbringt sie ihre Freizeit in der Bibliothek, liest alle Bücher, die ihr in die Hände kommen. Nach der Lehre holt sie die Matura nach, studiert Mathematik. Bis zu ihrer Pensionierung unterrichtet sie schliesslich am Liceo Artistico, dem italienischsprachigen Gymnasium von Zürich. «Wenn ich lernen konnte, war ich glücklich», sagt sie. Und: «Es gab viel zu lernen.»

Im Verein Tesoro haben sich Menschen zusammengeschlossen, die ähnliche Geschichten erlebt haben wie Loris Scola. Gemeinsam wollen sie sich für eine Aufarbeitung der Schweizer Migrationspolitik einsetzen. Giulia Bernardi ist Kulturjournalistin und Vorstandsmitglied bei Tesoro. Sie sagt: «Es ist wichtig, dass der Staat Verantwortung für die Illegalisierung übernimmt, die rund eine halbe Million migrantischer Familien erlebt hat.» Eine offizielle Entschuldigung ist eine der zentralen Forderungen des Vereins.

Die strukturelle Gewalt sei in der damaligen Gesetzgebung angelegt gewesen. Die betroffenen Eltern hätten die Schritte, die das Gesetz impliziert habe, aber selbst umsetzen müssen: Sie mussten ihre Kinder im Herkunftsland zurücklassen oder versteckt über die Schweizer Grenze bringen. «Es liegt in der Verantwortung der offiziellen Schweiz, die Folgen dieser Migrationspolitik, die eben auch eine Familienpolitik war, anzuerkennen und aufzuarbeiten.»

Vorstoss fordert die Aufarbeitung

Nun bekommen Giulia Bernardi und Tesoro Unterstützung von der Politik. Die Kantonsrätin Livia Knüsel (Grüne, Schlieren) verlangt in einem Vorstoss, dass die Regierung die Rolle der Zürcher Behörden während der Zeit des Saisonnierstatuts aufarbeitet. Zudem soll «eine öffentliche und politische Würdigung der Betroffenen» geprüft werden.

Der Regierungsrat hält wenig von dieser Forderung. In seiner Antwort auf das Postulat heisst es sinngemäss: Das Saisonnierstatut sei ein Bundesgesetz gewesen, der Kanton Zürich habe es bloss umgesetzt. Eine Aufarbeitung nur für den Kanton Zürich erachtet die Regierung deshalb als unnötig. An einem kantonsübergreifenden Forschungsprojekt würde sich der Kanton Zürich aber beteiligen.

Livia Knüsel zeigt sich befremdet über diese Antwort. Sie sei argumentativ «dünn» und erst noch widersprüchlich. Es stimme zwar, dass es sich beim Saisonnierstatut um ein Bundesgesetz gehandelt habe. «Aber es waren Zürcher Beamte, die diese Gesetze durchgesetzt haben.» Wie sie das getan hätten, das gelte es zu untersuchen. Unabhängig von der wissenschaftlichen Aufarbeitung hätte sich Knüsel mehr Haltung von der Regierung erhofft. «Ich wünsche mir, dass sie zu ihrer Verantwortung steht und sich bei den Betroffenen entschuldigt.»

Demnächst kommt Knüsels Vorstoss in den Rat. Neben den Grünen haben auch AL, SP, Mitte, EVP und GLP angekündigt, ihre Forderung zu unterstützen. Die Chancen stehen also gut, dass sich die Zürcher Regierung doch noch mit dem Saisonnierstatut wird befassen müssen. Für Loris Scola wäre es ein kleiner Sieg über den Schmerz von damals.

Toni Ricciardi: «Eine kurze Geschichte der italienischen Migration in der Schweiz». Seismo-Verlag, Zürich 2023. 236 S., 38 Fr.